



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

In Gängen und Höfen

Loewenberg, Jakob

Hamburg, 1907

IX.

urn:nbn:de:hbz:466:1-29327

IX.

Von dem Flur aus lief noch ein schmaler, dunkler Gang auf eine Thür zu, an deren Pfosten in einem Draht- ring ein Lämpchen höchst einfacher Art hing: ein Glas halb mit Wasser, halb mit Öl gefüllt und mitten drin ein Brenner mit einem Docht. Das Lämpchen brannte Tag und Nacht und warf seinen matten Schein auf ein höl- zernes Schild an der Thür, auf dem mit großen Buchstaben stand: Willi Witt, Gelegenheitsdichter.

Witt war der Vertrauensmann der ganzen Nachbar- schaft. Wenn der rechte Dichter ein Priester sein soll, so war er einer der besten; denn wie ein Priester begleitete er mit seiner Poesie seine Mitbürger von der Wiege bis zum Grabe. Bei keiner Tauffeierlichkeit — sie kam zwar selten genug vor — bei keiner Konfirmation oder Hochzeit fehlte er oder sie. Er vertrat bei diesen Festen mit seinen Liedern und Toasten den rohen sinnlichen Genüssen gegen- über das höhere geistige Element und war sich dessen wohl bewußt. Auch in allen Liebesverhältnissen, die eines tiefern schriftlichen Ausdruckes bedurften, war er der gesuchte Rat- geber und Helfer.

Marie stand zweifelnd vor der Thür und betrachtete klopfenden Herzens das Schild. Sie hatte Witt nur einigemal flüchtig gesehen, nur wenige Worte mit ihm und seiner Frau getauscht, aber sie fühlte mehr als Hoch- achtung, sie fühlte Respekt vor ihm. Ein Mann, der immer nur hochdeutsch sprach, der die schönsten Briefe schrieb,

die feinsten Reden halten konnte und dazu nicht bloß ein Dichter, nein, sogar noch ein Gelegenheitsdichter! Sie hatte nicht so recht eine Vorstellung davon, was ein Dichter war; aber das fühlte sie, ein Gelegenheitsdichter mußte viel, viel mehr sein. Durfte sie es wagen, solche Leute zu bitten, ihr Kind einige Stunden in ihrer Nähe zu dulden? Aber Witts selber hatten keine Kinder und waren, wie fast alle kinderlosen Eheleute, geizig. Konnte sie auch nicht viel geben, ein paar Groschen jede Woche wollte sie ihnen gern zahlen.

Also — doch nein!, sie lief erst noch einmal zurück, pugte ihr Linchen fein sauber heraus, nahm es an die Hand, und nun fand sie den Mut, anzuklopfen.

Herr Witt öffnete die Türe selber, hielt aber mitten in seiner sehr graziösen Verbeugung inne, als er die Nachbarin erblickte. Er war ein kleines, sehr bewegliches Männchen mit einem auffallend großen Kopf. Mit der linken Hand strich er sich fortwährend über die Stirn und den kahlen Schädel; mit der rechten liebte er den dünnen Knebelbart. Wäre er kein Dichter gewesen, man hätte ihn für einen Schneider oder Tanzmeister halten können.

Marie konnte noch nicht recht mit ihrem Anliegen herausrücken und zeigte verlegen auf das Kind.

„Oh, Madamchen, ich verstehe,“ rief der Dichter, „ein Geburtstagsgedicht für den Herrn Gemahl. Ja, das muß ihm viel Freude machen, sehr viel, wenn das kleine niedliche Mädchen so'n paar wunderhübsche Verse hersagt. Ist auch gar nicht zu gut für den armen Mann, der's sich die ganze Woche so sauer werden läßt. Er hat ja auch nur einmal Geburtstag, und da darf man sich's schon was kosten lassen. Also, mein liebes Madamchen, was wünschen Sie, hochdötsch, oder plattdötsch? Hochdötsch natürlich, is feiner. Und wieviel Verse? So'n Stücker

zehn oder zwölve, das is mich ganz einerlei un kost auch dasselbe. Was die ganz powern sind, die nehmen gewöhnlich nur drei oder vier, das ist natürlicherweise etwas billiger, aber Sie ist vor Ihren Mann doch nichts zu gut. Und nun haben Sie vielleicht so'ne Idee, ich meine, so'n Zeug, das Sie da gern hineinhaben möchten? Wie heißt doch der Herr Gemahl? Jan? Jan — Mann geht sehr gut. Und die Kleine? Eine? Eine? — Verdiane — geht auch gut; — ist doch eine kleine, zuckersüße Deern. Wir haben leider keine Kinder.“ —

Seine Frau, die am Kochherde stand, warf ihm einen finstern Blick zu, und schnell fuhr er fort: „Sie haben wohl auch nur das eine, aber sind Ihnen nicht ein paar gestorben? Die könnte ich sehr gut mit hineinbugsiern. Und was wollen Sie schenken? Am besten macht sich ein Tabaksbeutel, oder ein Paar Hosenträger. Also Hosenträger, nun hören Sie!“

Er hatte sich während des Redeschwall's, ohne die arme Marie zu Wort kommen zu lassen, niedergesetzt, Papier und Bleistift genommen und sich Notizen gemacht. Nun las er: „Geburtstagsgedicht für Jan Ström, Eine, 12 Verse, hochdeutsch, tote Kinder, Hosenträger. — Morgen früh um 12 ist's fix und fertig. Kost Sie nur eine Mark, das heißt, eigentlich kost's zwei Mark, aber weil wir doch so Tür an Tür wohnen, und weil ich's einmal gesagt hab', sollen Sie es für eine Mark haben.“

„Aber Herr Witt, nichts für ungut,“ stammelte Marie endlich heraus, „nichts für ungut, darum bin ich eigentlich gar nicht gekommen. Ich wollt Sie man fragen — ob Sie nicht — wenn ich auf Arbeit geh — des Morgens — wohl 'n bischen auf das Kind passen wollten?“

„Frau Ström, Sie sind ja wohl narrsch,“ rief Witt ganz entsetzt aus und prallte einige Schritte zurück.

„Ja, so was hab ich mir auch gedacht,“ erwiderte Marie ganz kleinlaut. „Aber weil ich nicht ein noch aus weiß, und weil Sie unsere Nachbarn sind — sehen Sie, Herr Witt und Frau Witt,“ und nun erzählte sie von ihrer Not und ihrem Leid, immer dabei ihren Mann schonend, und sich selber, die sie so lange krank gewesen und so viel gekostet habe, anklagend. „Un nu müssen Sie mir helfen,“ schloß sie, „ich will auch gern dafür bezahlen.“ Herr Witt blickte auf seine Frau, eine große, breitschultrige, knochige Person. Sie war noch immer am Herde beschäftigt und tat, als ob alles Vorgefallne sie nichts anginge. Wenn Fremde anwesend waren, sprach sie überhaupt wenig oder gar nicht. Sie hatte das richtige Gefühl, daß sie sonst dem Ansehen ihres Mannes schaden würde, — und darunter konnte das Geschäft leiden.

„Ne, Frau, da können wir Ihnen doch wohl nich helfen,“ sagte er mit sicherer Stimme. „Sie tun mir leid, aber das kommt davon, wenn man so viel Kinder hat. Wir haben gottlob keine, auch keine toten.“ —

Das sollte eine Beruhigung sein.

Die Frau am Herde sagte noch immer kein Wort, aber es kochte in ihr. Wieder die Kinder! Wie oft hatte er schon darüber gestichelt! Nun sollte er mal erfahren, was es heißt, Kinder zu haben.

„Ich will gern dafür bezahlen,“ versicherte Marie noch einmal, „wenn es sein muß, fünf Groschen die Woche!“

„Raum genug für's Salz an den Kartoffeln,“ spottete Witt, da er sich der Beistimmung seiner Frau sicher glaubte. „Wenn so'n Butt in der Stube umherspringt und mir meine schönsten poetischen Illusionen verdirbt —“

„Larifari, hat sich was mit deinen Luisejonen,“ schallte es ärgerlich vom Herde her. „Frau Ström, schicken

Sie uns man das Kind. Wir wollen schon darauf passen. Abgemacht!"

Marie bedankte sich und eilte so schnell hinaus, als ob sie befürchte, man könne das Versprechen wieder zurücknehmen.

Abends kam Jan früher heim als gewöhnlich.

Mit ungewohnter Zärtlichkeit schlich sich das Kind an ihn heran, und als Marie eine Weile am Herde beschäftigt war, erzählte es ihm, immer mit scheuem Blick nach der Mutter spähend, daß es den ganzen Tag allein bleiben müsse, und wenn die Mama nach Haus käme, schlug sie es noch.

Jan setzte das Kind nieder, das schnell zu seiner Puppe lief und im Winkel hinter dem Bett mit ihr spielte.

Er trat auf Marie zu und klopfte ihr auf die Schulter, daß sie sich erschrocken umblickte.

"Ist das wahr?" begann er, "gehst du morgens aus 'm Hause?"

"Ja."

"Und wo treibst du dich rum? Bis woll auf Liederlichkeiten aus?"

"Ich habe 'ne Morgenstelle angenommen."

"Bis du verrückt? So lange meine Knochen noch heil sind, braucht meine Frau nich auf Arbeit zu gehen."

"Hast du die Miete vorigen Sonnabend bezahlt?"

"Das kümmert dich nich!"

"Aber wenn wir verhungern und verfrieren, das kümmert mich doch!"

"So'n Weibervolk hat 'n zähes Leben. Das geht nich so leicht kaput."

"Wer lebt dir schon zu lange, ich oder das Kind?"

Sie richtete sich hoch auf und sah ihn mit zornglühendem Blick an.

Er sah zum Fenster hinaus und pffiff eine lustige Melodie.

Da ergriff sie, die Tränen zurückdämmend, das Kind, hob es auf und preßte es so krampfhaft fest an sich, daß es leise aufwimmerte. Festen Schrittes wandte sie sich zur Thür.

„Wo willst du hin?“ fragte er in scheinbar sorglosem Tone.

„Uns 'n anderes Unterkommen suchen.“

Die Klinke knarrte; sie stand schon in der halbgeöffneten Thür.

Da sprang er auf; mit einem wuchtigen Ruck riß er sie ins Zimmer zurück und schlug dröhnend die Thür zu.

„Nimm dich in acht, oder da passiert 'n Unglück!“ schrie er wütend und ballte die Faust vor ihrer Stirn.

Mutlos und zitternd stand sie da. Ohne ein Wort zu entgegnen, kauerte sie mit dem Kinde auf dem Schemel in der Ecke nieder und weinte tief und bitterlich. Und doch, mitten in dem Gefühl ihres Glends überkam es sie wie ein Trost: Er ist doch nicht so schlimm, er hat dich doch noch lieb! Wenn wir nur raus wären aus diesem Unglückshaus, wenn nur Lorenzens noch bei uns wohnten!

Sie hatte aufgehört zu schluchzen, hielt aber noch immer die Hand vor die Augen. Da bekam das Kind, das sich bisher scheu an ihre Brust gedrückt hatte, frischen Mut, zerrte an den Fingern umher, und als es sie endlich auseinanderschoß, blickten ihm zwischen denselben hindurch die Augen der Mutter in freundlichem Glanze entgegen. Froh erstaunt wandte sich das Kind um und rief: „Papa! Papa!“

Er hörte es nicht mehr. Unbemerkt war er hinausgegangen mit dem festen Vorsatz, es solle anders bei ihm werden. Die Frau hatte recht, so konnte es nicht mehr

weitergehen. Er wollte sich noch heute abend nach einträglicherer Arbeit umsehen; es mußte noch so manches wieder eingebracht werden, und das ging bei dem Hungerlohn absolut nicht. Also frisch, gleich ans Werk!

Als aber Marie nach einer Weile das Fenster öffnete und in die Gasse hinunterspähte, da sah sie ihn beim zitternden Schein der Gaslaterne im Torweg stehen, plaudernd mit der da von drüben!

Sie wollte aufschreien vor Weh und Verzweiflung und schwieg still; sie wollte ihr Kind an sich reißen und davoneilen; da gellte ihr der Schmerzensschrei des langen Peter in die Ohren: „Sie hat es doch fertig gebracht!“ — Sie blieb.

